

Heinrich Federers letzte Gabe

„Am Fenster“ nennt der am 29. April in seinem 62. Lebensjahre verstorbene große Schweizer Dichter Federer seine letzte umfangreichere poetische Gabe, und gleich im ersten Kapitel des lebensfrisch und mit gewinnender Anschaulichkeit geschriebenen Buches erfährt der Leser, warum der Verfasser die seltsame Überschrift für diesen ersten Teil seiner Autobiographie wählte¹. In der am weitesten zurückreichenden Erinnerung an seine Kindheit sieht sich der gemütvoll erzählende Erzähler als dreijährigen Jungen am Fenster des herrschaftlichen, großen Doktor-Dmlin-Hauses, gegen den Dorfbach zu, in Sachseln (Obwalden), wohin die Familie kurz zuvor von Brienz (Berner Oberland) übergesiedelt war. Er trägt einen roten Mädchenrock mit schwarzen Tupfen, „dieses bequeme, aber für den künftigen Hosenmann so entwürdigende Gewand!“

Am Fenster hat er seitdem immer wieder gestanden oder gesessen, wenn er infolge seines schweren asthmatischen Leidens nicht wie seine glücklicheren Altersgenossen sich im Freien nach Herzenslust herumtummeln und austoben konnte. Hier hat er an so vielen Tagen und oft durch halbe Nächte geweint, gestöhnt, gelitten, aber immer häufiger auch selig geträumt und gedichtet. So fing er an, diesen Ort zu lieben, „wo man der Beobachtung am fernsten, der schrankenlosen Phantasie am nächsten war“. In immer neuen Wendungen preist er daher die trauten Annehmlichkeiten dieses stillen Winkels im Haus und führt mit ihm Zwiegespräche wie mit einem lieben Kameraden: „Liebes Fenster, so sind wir Tag und Nacht aneinander gewöhnt. Ich könnte auch jetzt nicht bei geschlossenen Läden schlafen. Wenn mich das Asthma würgte, warst du mein Atem. Sterbe ich, so mußt du sperrangelweit offen stehen, auch wenn es hagelt oder schneit, damit ich rasch, rasch im letzten Augenblick hinausfahren und die Flügel in die Ewigkeit gewaltig probieren kann. Hoffentlich sind sie dann ausgewachsen“ (S. 10).

Freilich ist ihm später auch die Türe lieb geworden, aber nie wie das Fenster: „Ich beneide die Helden der Türe. Sie sind die großen Wirker der Welt, die Fensterhelden sind nur die Erdenker und Beschreiber. Die Türe schuf den Praktiker, das Fenster den Gelehrten und Philosophen. Es hat die Welt durch Denken, die Türe hat sie durch Taten erobert. Wer reich und wichtig werden will, muß durch die Türe gehen. Zu ihr herein rollen die Taler, fliegen die Stimmzettel, die Zeppter und Kränze. Aber es gibt nicht bloß dann und wann einen Goldkäfer, sondern auch wahrhaft goldene Ideen und Offenbarungen, die nur durchs Fenster in die Stube zu uns gelangen“ (ebenda).

Damit hat der Dichter die treffendste Charakteristik seiner selbst wie auch aller weiteren Kapitel seiner prachtvollen „Jugenderinnerungen“ gegeben. Das Buch ist im ganzen das Werk eines Denkers und Träumer, eines Erdenkers und Beschreibers, nicht, oder doch nur zum kleinsten Teil, eines Tatmenschen. Aber es sind in Wahrheit „goldene Ideen und Offenbarungen“,

¹ Am Fenster. Jugenderinnerungen von Heinrich Federer. 8° (454 S.) Berlin 1927, G. Grote. M 5.50, geb. 7.50.

was uns hier der Dichter, dessen Freunde und Verehrer heute nach Hunderttausenden zählen, in immer fesselnder Darstellung schenkt, es ist ein Reichthum von anregenden Situationen, Bildern und Szenerien, die uns kein „Held der Türe“ je zu vermitteln vermöchte.

In einige knappe, schmucklose Sätze gefaßt, war Federers Jugendzeit nur ein Ausschnitt aus einem ganz bescheidenen Leben, das er selbst „aus tausend gewöhnlichen Leben eines“ nennt.

Der Dichter wurde am 7. Oktober 1866 zu Brienz am Brienzer See in nichts weniger als glänzenden Verhältnissen geboren. Als der Junge drei Jahre alt war, zog die kleine Familie (Vater, Mutter, das älteste Kind Pauline und der kleine Heinrich) mit all ihren Habseligkeiten über den Brünigpaß und ließ sich in Sachseln häuslich nieder, wo das dritte und letzte Kind Johanna zur Welt kam. Hier verlebte Heinrich bei seiner stillen, arbeitsamen Mutter, den beiden lebhaften Schwestern, ab und zu auch, aber immer seltener, in Gesellschaft des aus dem Gesichtskreis der Kinder immer mehr entschwindenden unsteten Vaters seine Knabenjahre, besucht „die erste Schule“, erhält dank der treuen Obforge seiner pflichteifrigen Mutter, einer Konvertitin, und der wackern, bei aller Originalität (Schnupftabak und Weibrauch) tief von der Verantwortlichkeit ihres hohen Amtes durchdrungenen Ortsgeistlichen eine gediegene religiöse Erziehung und lernt in seiner Umgebung nicht nur „Tod und andere Geheimnisse“, sondern auch eine stattliche Reihe höchst eigenartiger, bodenständiger Persönlichkeiten kennen. Verhältnismäßig spät, aber dafür um so wuchtiger und leidenschaftlicher erwacht in dem zukünftigen klassischen Schilderer seiner Voralpenheimat Obwalden der Sinn für die Schönheiten der Natur und insbesondere die Liebe zu den uralten und doch ewig jungen Bergen (Was sagen die Berge? — Sie nehmen mich aufs Knie). Ein Ferienaufenthalt bei den Verwandten der Mutter in Brienz (Am Brienzer See. — Die bösen Bernerinnen) führt den Zwölfjährigen mit einem ostpreussischen Junker zusammen und nährt in ihm eine Zeit lang seine auch in den literarischen Werken später noch erkennbare Schwärmerei für junge, herrisch veranlagte, eigentwillige Aristokratennaturen (Eine seltsame Freundschaft), aber ein Gang zum Heiligtum Obwaldens, dem idyllisch gelegenen Ranft, wo einst der große Klausner Nikolaus von der Flüe lebte, legt auch die seelische Grundlage für die unauslöschliche, tiefe Verehrung, die Federer zeitlebens für diesen größten Sohn Obwaldens und gottbegnadeten Seher hegte, der „als Knabe schon mit einem geheimnisvollen Blick und einem feinen Gehör für jedes Geräusch aus der Ewigkeit begnadet“ war (Zum Klausner). Als Heinrich, der Volksschule entwachsen, an seinem schon seit Jahren geäußerten Wunsche, Priester zu werden, festhält, geht die tapfere, zu jedem Opfer bereite Mutter mit ihm nach Sarnen und erlangt vom gestrengen Rektor P. Augustinus Grüniger O. S. B. nach inständigem Bitten und nicht ohne große Mühe für den Kleinen die unentgeltliche Aufnahme als Schüler des Gymnasiums an der von den Benediktinern von Muri-Gries geleiteten Kantonalen Lehranstalt (Ein schwieriger Gang).

Mit dem Besuch des Gymnasiums schließt für Federer die Knabenzeit und der erste Band seiner „Jugenderinnerungen“. In einem weiteren Band sollten die Jünglingsjahre, die „Kollegjahre“, wie Federer sie mit Vorliebe zu nennen

pflegte, geschildert werden. Eine höchst wertvolle Kostprobe aus diesem Teil, der wohl nie erscheinen wird, bietet uns der Dichter noch in einem der letzten Kapitel dieses ersten Buches: in der mit dramatischer Spannung abgefaßten Beschreibung jener obwaldnerischen Landsgemeinde, auf der nach äußerst bewegten Debatten die Hundesteuer, wenigstens für den Hauptort Sarnen, gegen eine anfänglich gewaltige, übermächtige und siegesichere Opposition mit erdrückender Mehrheit der Stimmen doch beschlossen und zum Gesetz erhoben wurde.

Das sind in ihren Hauptzügen und wichtigsten Momenten die „Jugenderinnerungen“ des Dichters. Es wäre für den Referenten gewiß verlockend, aus der Überfülle genial gezeichneter Charakterköpfe, landschaftlicher Bilder und Szenarien, bestimmter geschichtlicher Ereignisse und Begebenheiten eine größere Anzahl herauszugreifen und aus eigenem Wissen hier für die Echtheit dieser Erinnerungen Zeugnis abzulegen. Ich kenne als gebürtiger Obwaldner (Sarnen) nicht nur die Gegend am Sarnersee mit allen ihren Höhenzügen und Geländesenkungen, mit allen Häusern (darunter natürlich das Doktor-Dmlin-Haus), Matten und Gärten, die Federer so wundervoll anschaulich schildert, sehr genau — ich kannte (mit Ausnahme vom Vater Federers) auch fast alle jene eigenartigen Männer, dazu manche der Frauen, die im Leben meines um sechs Jahre älteren ehemaligen Studiengenossen und späteren Freundes Federer eine Rolle spielten. Doch dürften hier einige kurze Hinweise genügen.

So wie er sie mit plastischer Gestaltungskraft hinstellt, waren in der Tat die vier biedern, tieferreligiösen Sachler Ortsgeistlichen: der grundgütige, derbkräftige Pfarrer Antonius, der nie ein weißes Schnupftuch gebrauchte, der feingebildete, als tüchtiger Prediger à la Segneri berühmte Pfarrhelfer Ludwig, der kernhafte Frühmesser Rohrer mit den gigantischen Leibesdimensionen, endlich der alte, bescheidene, ganz zurückgezogen lebende Kaplan. Auch die markanten Führergestalten der Landammänner Nikolaus Hermann, Theodor und Adalbert Wirz, des tatkräftigen, gestrengen und gefürchteten Rektors Augustinus, des originellen „Weltüberblickers“ Pfarrer v. Al und eine ganze Reihe anderer sind scharf nach der Wirklichkeit gezeichnet, und die glänzende Rede des damals noch im rüstigsten Alter stehenden Dr. Peter Anton Ming, die an jener denkwürdigen Landsgemeinde (der ich selbstverständlich auch als Zuhörer beizuhnte) auf dem historischen Hügel Landenberg der Opposition das Rückgrat brach, ist bis in die meisten Einzelheiten mit einer Treue und lebendigen Kraft wiedergegeben, daß man fast auf den Gedanken kommen möchte, Federer habe damals das Amt des offiziellen Stenographen verwaltet. Lehrer Beat und seinen hochbegabten jüngeren Bruder Gerold, den ehemaligen Theologiestudenten, der später Landschreiber wurde, kannte ich unter ihren wirklichen Namen, und es ist durchaus anzunehmen, daß sich die Szene zwischen den beiden Brüdern (infolge der „Umsattelung“ Gerolds!) so abspielte, wie der Dichter es mit höchster Meisterschaft uns vor Augen führt, in einer bis zum Höhepunkt fortgesetzten Steigerung und fesselnden Spannung. Allerdings will es mir scheinen, als ob in der sonst virtuos wiedergegebenen Landsgemeinderede Dr. Mings sich einige ausschmückende Partien und auch manche Pointen finden, an die ich mich nicht mehr zu erinnern vermag. Doch sind schon ungefähr vierzig Jahre seit dieser unvergeßlichen Tagung eines freien

Volktes verflossen; da tut man gut, sich nicht allzu sicher auf sein Gedächtnis zu verlassen.

Federers Werk ist urschweizerische Heimatkunst im besten Sinne des Wortes. „Diese geräuschlosen, aber ehrlich und herzlich gemeinten Kapitel sind dir, du warme Erde meiner Jugend, liebes Boralpenland Obwalden, geweiht“, heißt es in der Widmung. „... Ja, du bist im letzten Grund der Gegenstand meiner Erzählung, du Erde so rassistischer Menschen und bunter Schicksale, du Land der Mäure und Sennhütten, du Boden so beschwingter und, ach, auch so müder Schritte, du Stätte von soviel Geduld und Güte, Steifheit und köstlicher Bewegung, du Haus von Helden und Heiligen. Du weißt am besten, daß in diesem Buche nur wahrhaft Geschehenes in seinen rücksichtslosen Farben und ohne Selbstschonung erzählt wird. Selbst bis zum genauen Ort und Namen hielt ich mich an die Tatsachen. Nur drei, vier Gestalten und Schauplätze habe ich eine Maske übers Gesicht geworfen.“

Diese Maske hatte der Dichter in dem vor zwölf Jahren erschienenen, ebenfalls autobiographischen Werk, „Das Mätteliseppi“¹, auch den beiden lieben Gestalten seiner Eltern gegenüber verwendet. Sie erschienen damals noch nicht unter ihren wirklichen Namen, und es blieb dem Leser überlassen, ob er sie mehr als poetische Erfindungen oder als Menschen von Fleisch und Blut hinnehmen wollte. Jetzt ist jede Maske und jeder Schleier von ihnen gefallen. Diese zwei mit rührender, innigster Kindesliebe und doch zugleich mit einer fast erschreckenden Wirklichkeitsstreue gezeichneten Personen können nicht mehr als Erzeugnisse einer kühnen dichterischen Phantasie betrachtet werden, es sind die Eltern Heinrich Federers, wie sie lebten, litten und — irrten. Das letztere gilt allerdings fast ausschließlich von der stark pathologischen Gestalt des Vaters mit dem unruhigen Vagantenblut in den Adern. Seiner frommen, arbeitsamen, pflichttreuen Mutter Verena huldigt dagegen der Dichter in Worten tiefster Dankbarkeit und einer ans Religiöse grenzenden, uneingeschränkten Verehrung.

Sie „hatte sich nach dem Tode ihres ersten, früh verblühten Mannes zu seinen Verwandten nach Brienz zurückgezogen. Hier lebte die junge, vermögliche Witwe mit ihren drei Töchtern und einem schlanken Knaben“ still und ohne schwere Sorgen. Doch nicht lange, da lernte die protestantische Frau den um zehn Jahre jüngeren feurigen Bildhauer Paul Federer, einen Katholiken, kennen, der „frisch von der Akademie in München hierher als Zeichenlehrer und Leiter der Holzschnigerschule verschlagen worden“ war und „seine langen, rabenschwarzen Locken ungebärdig nach der hübschen Leidfrau ausschüttelte“. Um diese Zeit ließ sich Frau Verena von dem Benediktinerpater Virgilius, der jeden Samstag von Sarnen über den Brünigpaß kam, um am Sonntag in Brienz Gottesdienst zu halten, in der katholischen Religion unterrichten. „Überwältigt vom Überschwang des jungen heißen Mannes, der um sie warb, und begeistert von der neuen Glaubenswelt, die soviel mehr als die frühere von ihr verlangte, aber auch viel mehr versprach, ward Verena Katholikin und zugleich dem Künstler Paul für Zeit und Ewigkeit angetraut“ (S. 15—24).

¹ Vgl. diese Zeitschrift 92. Band, März 1917.

Der Übertritt der Frau zur katholischen Kirche geschah indes aus voller innerer Überzeugung, und Verena fühlte sich in der neuen Glaubenswelt sofort heimisch: „Der Drang nach persönlichen Arbeiten, Leiden und Offenbarungen im Religiösen, das sie bisher mehr als etwas Allgemeines, sozusagen Passives empfunden hatte, ergriff jetzt ihre ganze Person. Die Liebe zu Jesus blieb die gleiche, nur ward sie intimer, in Hingabe und Erwidern gleichsam persönlicher. Aber besonders fiel ihr Herz der Mutter Jesu anheim. Diese Frau, die so Großes trägt und doch so wenig spricht, die vom Abend an der Krippe bis zum Abend am Kreuz mit einer unwandelbaren Stille und Hoheit durch das Evangelium geht, und doch, wenn sie einmal redet, so menschlich warm, so ganz wie unsersgleichen redet, diese Maria in all den beredten Äußerungen der christlichen Kunst, mit Goldkronen, mit Witwenschleier, mit jungfräulich gelöstem Haar oder in strenger Matronenhaftigkeit, wie Paul sie ihr nur malen mochte, doch immer mit einem mütterlichen Blick aus ihrem blauen Mantel auf- und niederschauend: diese Heilige war ein unerschöpflicher Gegenstand für Verenas inneres Leben. O, so eine vorbildliche Frau, vorbildlich schon genug durch ihr Schweigen, gehörte durchaus ins Christentum und hatte gewiß von jeher darin einen wichtigen und vertrauten Sitz gehabt. Meine Mutter konnte gerade das am wenigsten begreifen, daß die Reformation diese hohe Mutter aus dem warmen Kreis der Verehrung hatte austreiben mögen.“

Das Bild, das der Dichter dann von den zwei so gänzlich verschiedenen Eheleuten und von ihrem Zusammenleben in Brienz, später in Sachseln, entwirft, ist von außerordentlichem psychologischen und künstlerischen Reiz. Es gehört zum Fesselndsten, Wertvollsten und Schönsten in dieser doch an erlesenen Schönheiten reichen, prächtigen Erzählung. Vater Paul war fast in allem das reine Gegenspiel zu seiner bescheidenen, ordnungsliebenden und arbeitsamen Frau Verena, „ein Mensch, der sich an nichts dauernd binden konnte, der sich allein gehörte, nur sich glauben und gehorchen mochte. ... Dieser Mann konnte küssen, jubeln, weinen wie ein Ozean, wenn es ihm nach Gefallen ging. Sein Herz brauste dann in stürmischen Schwüren der Ergebenheit und Treue auf. Und ein Gemüt, wie das Verenas, das wirklich nur treu sein und diesen Herrlichen lieben konnte, glaubte solchen Tönen immer wieder. ... Daß Verena ihm jegliches Bequeme und Gefällige ungebeten tat, seinen Wünschen vorausseilte, ihm vor den nachteilenden Sorgen den Rücken deckte, kurz, ihm Hände und Herz unter die Füße legte, als wäre er alles und sie nichts: das verwöhnte den selbstsüchtigen Mann nur noch mehr“ (S. 25).

Paul hielt sich für einen Künstler und war es auch innerhalb bescheidener Grenzen. Er hatte in München zuerst die Malerakademie besucht, entschied sich dann aber für die Bildhauerei, machte nebenbei auch in Musik, „fast auf allen Instrumenten“, in Dichtkunst und Politik. „In steter Unrast wechselte er Semester um Semester das Studium, brachte nichts fertig, reichte nirgends mit der Geduld aus und konnte schließlich alles und nichts. Zu seinem Talent hatte man ihm oft gratuliert, mochte er es nun an diesem oder jenem Zipfel anpacken. Hätte man ihn nur auch zeitig vor der geistigen Verzettlung und Verummelung gewarnt! Alles war Halbheit, was er schließlich ins Berufsleben brachte.“ Glückte ihm ab und zu eine Skizze, „dann sprang er wohl auf Verena zu, kniete vor sie hin, überküsste ihre schmalen Hände“. Wenn aber,

was viel häufiger vorkam, die Skizze mißlang, „wenn sie sein Ideal im schmachlichsten Sinne öffte, und bei jedem neuen Anlauf noch nichtiger aus dem Blatte glogte, dann warf er ohne Gruß und Abschied die Lüre hinter sich zu und kam erst nach Mitternacht heim, weinschwer und auf lateinisch und deutsch das Bornigste und Mildeste durcheinander phantasierend. Elend, hilflos und wie ein Kind schluchzend fiel er schließlich über Stuhl und Bett hin und schlief unweckbar ein“ (S. 29).

Und das war erst der Anfang; denn dieser halbe Künstler mit der Vagabundensehnsucht im Leibe ward immer haltloser, immer launenhafter, immer unzufriedener. Die „schweren Abende“ und die „Szenen“, die dieses große hilflose Kind der sorgenvollen, durch Arbeit und Nachtwachen abgehärmten Frau bereitete, wurden immer zahlreicher, folgten sich immer schneller aufeinander. Paul verbrachte halbe Tage und ganze Nächte im Wirtshaus, steckte bis über die Ohren in Schulden und leistete in seinem Fach fogut wie gar nichts. Auch die Übersiedlung nach Obwalden, wo ihm die Zeichenlehrerstelle im Garner Kollegium und die Leitung der gewerblichen Kunstkurse in Sachseln übertragen wurde, besserte die Lage der Familie nicht. Mit großen Hoffnungen waren sie über den Brünigpaß gezogen. — Der kleine Heinrich hatte sich bei der Gelegenheit im eiskalten Schlafzimmer des Hotels auf der Paskhöhe einen später nie ganz geheilten Nasenkatarrh geholt und die ersten Asthmaanfalle bekommen. — Aber mit Paul ging es auch in Obwalden immer weiter abwärts. Er floh jetzt sein Heim nicht nur auf wenige Stunden, sondern kehrte oft erst nach Monaten und Jahren zurück, bei Nacht und Nebel, verwahrlost, ausgehungert und zerlumpt, — um nicht selten schon in der gleichen Nacht wieder das Weite zu suchen, wenn seine Kleider von der unendlich gütigen Frau Berena wieder gereinigt, gestickt und einigermaßen instand gesetzt waren, und sie seinen Hunger mit dem, was ihre bescheidene Küche bot, gestillt hatte. „Religion und Wissenschaft“, diese zwei von seiner Hand behauenen Steinkolosse, die als Statuen im Garten der Kantonalen Lehranstalt in Garnen schließlich doch noch Aufstellung fanden, waren so gründlich mißglückt, daß der Sohn immer den Blick davon abwandte, wenn er, was später täglich mindestens zweimal der Fall war, an ihnen vorübergehen mußte. Das Fiasko Pauls als Zeichenlehrer war vollständig, und sein ganzes weiteres Leben ging auf im Schuldenmachen, Trinken und Herumbagabundieren. Er scheint endlich irgendwo in einer Anstalt oder einem Hospiz elend und halbverhungert, aber doch im Frieden mit Gott seinen unruhigen Geist aufgegeben zu haben.

Liebe zu seinen Kindern hatte Vater Federer anscheinend nie empfunden, oder er vermochte solche Gefühle, wenn er sie doch vielleicht im tiefsten Herzen hegte, im Verkehr mit seinem Heinrich und den beiden Töchtern jedenfalls nicht zu äußern: „Wenn wir Kinder die Augen zusammenkniffen und die Backen aufbliesen, um zu greinen, nahm er den Stoß und marschierte davon. So unbehilfliche, geistlose Bälge kamen ihm garstig vor. Ihn ekelte davor. Er fühlte nie väterlich, kümmerte sich wenig um uns. Es war ihm auch später unmöglich, uns zu strafen oder mit uns zu spielen, so böse oder so lieb wir auch taten, ganz als wären wir ihm Fremde.“ Um so rührender wirkt das Geständnis des Sohnes, daß er trotzdem sich zu seinem Vater innerlich hingezogen fühlte und nach der Liebe des großen, von ihm mit kindlicher Verehrung betrachteten

Mannes lechzte: „Und doch, wie hab' ich diesem Vater, wenn er neben mir etwa schlief, als vier-, fünfjähriger Knabe oft mit dem ganzen Hunger der Kindlichkeit und Verehrung die blassse Wange, die dünne Falkennase leise gestreichelt und vor allem auf den schönen roten Mund zwischen den krausen Barthaaren ein Kinderküßchen gedrückt. Stundenlang konnt' ich ihn bewundern, betrachten, und dazu leise flüstern, nein, beten: Vater, mein Vater, mein lieber, mächtiger Vater! Ich schmiegte mich an ihn wie ein Kätzchen und unterdrückte den Atem, damit er ja nicht erwache. Von seinem Puls und Atem, so nahe und fühlbar, schien ich dann allein zu leben. Sprach er ein Wort im Traum, was oft geschah, so dachte ich nach, was Großes das wohl bedeute. Aber wenn der Vater endlich doch diese liebteosende Nähe spürte, oft nur im Halbschlaf, stieß er einen harten, unwilligen Seufzer aus und kehrte sich ab. Nein, Kinder liebte dieser Mann nicht, und uns Kinder am wenigsten, da wir ihn mehr als alle andern beengten“ (S. 52 f.).

Kein Zweifel, die Kapitel und Partien des Buches, in denen Vater Federer im Vordergrund und Mittelpunkt der Erzählung steht, sind die ergreifendsten, künstlerisch stärksten und zwingendsten des ganzen Werkes, aber auch jene, die meines Erachtens am ehesten den Widerspruch der Meinungen und Ansichten in Federers großer Lesegemeinde herausfordern.

Darf ein Sohn mit dieser furchtbaren, unheimlichen Wirklichkeitsstreue den eigenen Erzeuger in seiner ganzen jämmerlichen Halt- und Hilflosigkeit den Lesern vor Augen führen? Ich gestehe, daß ich nach der ersten Lektüre des Buches (im November vorigen Jahres), das mir der Verfasser in lebenswürdiger Weise gleich nach Erscheinen übersenden ließ, mir diese Frage ernstlich stellte und sie keineswegs mit einem glatten „Ja“ zu beantworten wagte.

Ich habe Federers Eltern nicht persönlich gekannt und hörte auch nur selten von ihnen sprechen, aber die Schilderung des Vaters empfand ich, obwohl es sich für mich um eine ganz fremde Persönlichkeit handelte und die außerordentliche Schönheit der Darstellung gerade in diesen Partien mich in hohem Grade fesselte, rein menschlich betrachtet, als peinlich. Als dann der Dichter mich um mein vorläufiges (privates) Urteil über das Buch bat, konnte ich ihm und seiner herrlichen Leistung, ohne uns beiden etwas vortäuschen zu wollen, den Tribut fast uneingeschränkter Anerkennung und Bewunderung zollen, bemerkte indes doch, daß es mir, auch wenn alle sonstigen Voraussetzungen zuträfen, ganz unmöglich wäre, jemals über meinen eigenen Vater mich vor der Öffentlichkeit in dieser Weise zu äußern. Der Dichter antwortete in einem längeren Schreiben — wie immer in seiner gewinnenden, gütigen und bescheidenen Weise —, worin er meine Bedenken freundlich würdigte, aber nach wie vor an seiner Auffassung festhielt. Der Brief wird gewiß auch weitere Kreise fesseln, und mag, da er seinem Verfasser nur Ehre macht, nach Ausscheidung von einigen für die Öffentlichkeit belanglosen Sätzen so, wie er vorliegt, hier folgen:

„Lieber Freund!

Überaus dankbar bin ich Dir für Deine Notizen oder Noten über ‚Am Fenster‘. Von Obwalden habe ich viele, viele Leserurteile bekommen, mehr als je bei einem Buche. Aber keines beschäftigte sich stark mit meinem lieben Vater. Von den heutigen Sechzigern kannte ihn ja niemand, hatte ihn kaum einer gesehen. Just über diese Gestalt

des Buches wird man also sich kaum zu einem Urteil bereit oder auch nur bewogen fühlen. Im Kollegium ist niemand mehr, der ihn kannte.

Aber so war mein Vater, und ich mußte, wenn es mich drängte, die Kindheit zu schildern, ihn so nach der Wahrheit zeichnen. Ich weiß, er stand doch — wie ein Kind oder ein Blinder (denn beides war er immer und dazu krank) — im besondern Blick und Schuß der Vorsehung, bei all seinen Schwächen. Das habe ich zu wenig herausgezeichnet. Wir hatten alle in der Familie ein geheimnisvolles, fast religiöses Gefühl hiebon. Es ist der Mangel meines Talents, wenn er pietätslos, zu unverhüllt erscheinen sollte. Aber ich konnte nicht anders, und wie ich oft meine Kindesliebe reden lasse, so auch die Kindesehrlichkeit.

Lehrer Beats Geschwister geben mir sogar die Wahrheit zu. Alle jene Szenen sind buchstäblich wahr. Dr. Robert Durrer schreibt mir, wie ihm die Ming-Rede wieder beim Lesen vollständig hörbar wurde: auch ihm habe sie einen mächtigen Eindruck gemacht. Von Brienz, wo ich seit 45 Jahren nie war, bekomme ich eine Bestätigung nach der andern. Die Tatsachen sind alle naturhaft wahr und historisch wahr; es fragt sich nur, ob meine Darstellung ihnen auch künstlerisch gerecht wurde. Und da gibt es immer Defizite.

Aber mein Vater lebt, wo man von ihm noch weiß, besonders in meiner großen mütterlichen Verwandtschaft, in üblem Andenken. Schon im „Mätteli-Seppi“ und diesmal noch mehr wollte ich das zu Negative, Unrichtige ein bißchen korrigieren. Aber natürlich, wer scheuer denkt, wird mir immer vorwerfen können, ich hätte überhaupt besser geschwiegen. Ein Kapitel fiel durch Unachtsamkeit aus, die erste Beichte. — Die unendlich reichen Kollegi-Zeiten gehören nicht mehr in dieses Buch.

Vor allem wollte ich ehrlich sein. Nur nicht vergolden! Man wird beim Pfarrer Anton Dmlin und beim Helfer Ludwig Dmlin (das Frühmesser-Kapitel ließ ich ausfallen, aber die erste Beichte kommt in die zweite Auflage) von gewisser Selte vermissen, daß dies nicht geschah. Ich aber bin überzeugt, daß beide mir unvergeßlich lieben Priester so viel herzlicher wirken. Denn diese Zeichnungen sind absolut echt, „nach der Natur“.

Aber was rechtfertige ich mich da? Lieber Louis, verzeih, daß ich so was auch nur probierte. Ich bin ein schwacher Mensch und schwacher Künstler im Vergleich zu dem Vorbild, das mir vor der Seele seit den Kollegi-Zeiten schwebt. Du bist noch rührend taktvoll, delikat und gütig, daß Du so leise in Deinen Zeilen mich beklopfst. Ich wiederhole, daß ich jeder Belehrung zugänglich und höchst dankbar bin, schon um des folgenden Bandes willen, wenn es überhaupt dazu kommt. Dein Urteil, Dein reines, schönes Maß dabei, hat mir immer viel gegolten.

In alter Herzlichkeit und inniger Gebetsempfehlung bin ich Dein

19. Dez. 1927, Zürich 6.

Heinrich Federer.“

* * *

Schwer hat Heinrich Federer an dem geistigen Erbe, das er von seinem Vater übernehmen mußte, zeitlebens getragen. Er selbst kommt in den „Jugenderinnerungen“ (Am Fenster) öfter darauf zu sprechen und sagt einmal — doch wohl mit einem Übermaß von schonungsloser Selbstkritik —: „Ich besitze alle Anlagen, deren Reife ich beim Vater sah, vielleicht noch in einem stärkeren Samen als er selbst. Ich bin träge, gelüftig nach steten Genüssen, verliere sogleich beim ersten Mißglücken alle Arbeitslust, liebe mein Wohlfühlen über alles, überschätze das ästhetisch Schöne, bewundere das Großartige noch in der Schlechtigkeit, möchte küssen, Wein trinken, singen und alles Ernste unter den Tisch wischen“ (S. 60).

Allerdings wird man, um gerecht zu urteilen, auch zugeben müssen, daß er seine herrliche Künstlernatur und zumal sein einzigartiges Dichtertalent nächst dem Himmel wohl zuerst und zumeist dem von kühnen Ideen und wolkensegelnden Plänen gehegten, schließlich zu unfruchtbarer Verzettlung und Zersplitterung verleiteten, unruhigen Allerveltskünstler Paul verdankte; denn die haushälterisch, sparsam und nüchtern veranlagte gute Mutter hätte ihm diese Art von geistigen Gütern bei all ihren sonstigen Vorzügen und Tugenden nie und nimmer zu geben vermocht. Dafür erbte er von ihr jene Charakterzüge und Eigenschaften, die ein heilsames Gegengewicht zu den vom Vater übernommenen Neigungen und Anlagen bildeten, diese letzteren vor Ausartung und Mißbrauch schützten, aber gleichzeitig das Gute und Edle, das in ihnen steckte, zur schönsten Entfaltung brachten: tiefe, echte, opferstarke Religiosität und Sinn für den Wert ernster, zäher, gediegener Arbeit.

Wie fest und unerschütterlich Federer im katholischen Glaubensleben und in der ganzen durch unsere heilige Religion gegebenen und bedingten christlichen Lebens- und Weltauffassung wurzelte, lassen zumal seine „Jugenderinnerungen“, aber auch die meisten seiner früheren Werke — es sei hier nur an „Jungfer Theresese“, „Das Mätteliseppi“, „Papst und Kaiser im Dorf“ und an die im Verlag Herder erschienenen tiefpoetischen kleineren Erzählungen erinnert —, fast auf jeder Seite erkennen. Wenn es ihm auch wegen seiner schwächlichen Gesundheit, die beständiger Pflege und Schonung bedurfte, nicht vergönnt war, längere Zeit in der praktischen Seelsorge zu wirken, und der junge Asthmatiker schon im Jahre 1900 seine Stelle als Kaplan in Jonschwil (Kanton St. Gallen) zum Leidwesen der ihm anvertrauten Gläubigen aufzugeben sich gezwungen sah, so hat er doch auch in seiner schriftstellerischen Tätigkeit seelsorgerische Ziele nie verleugnet und, wo der Künstler in ihm es erlaubte, gelegentlich sich offen zu ihnen bekannt. Wer genauer zusieht, wird eine dahingehende Einstellung und Blickrichtung, die sich allerdings innerhalb der Grenzen der künstlerischen Gestaltung hält, in vielen seiner Werke nicht verkennen. Die Wirkung mancher seiner Schriften auf die Leser glich denn auch häufig der des Priesterwortes auf die Seelen, wie ich wiederholt in meinem Bekanntenkreise feststellen konnte. Daß einige seiner ersten, für weitere Kreise bestimmten Bücher (so besonders die auch literarisch schwächere Erzählung „Pilatus“) die katholische Weltanschauung des Verfassers kaum erkennen lassen, soll nicht geleugnet werden, fällt aber gegenüber dem literarischen Gesamtlevenswerk Federers wohl kaum ernstlich in die Wagschale. Als Dichter, literarischer Beurteiler und auch im persönlichen Verkehr war Federer stets geneigt, alles Echte und Große bei seinen Mitmenschen in weitherziger Weise anzuerkennen.

Es war für den jungen Idealisten von unschätzbarem Vorteil und entscheidender Bedeutung, daß er sechs Jahre das Gymnasium der von Benediktinern geleiteten Kantonalen Lehranstalt in Sarnen besuchen konnte und dort zu pflichtmäßigem Studium und ernster Lebensauffassung angeleitet und herangebildet wurde, während gleichzeitig die von einer frommen Mutter in die Seele des Knaben gesenkten und von gewissenhaften Priestern zur Entfaltung gebrachten religiösen Keime in ihm eine weitere Förderung und Festigung erfuhren. Mit welcher kindlichen Anhänglichkeit und dankbaren Liebe hat der Dichter immer

von dem „Kollegi“, wo er die schönsten Jahre seines Lebens verbrachte, und von seinen ehemaligen, von ihm überaus hochgeschätzten, ab und zu auch in Büchern (Mätteliseppi) und kleineren Essays verherrlichten Lehrern im Gewande des hl. Benediktus gesprochen! Es ist jammerschade, daß der 2. Band seiner „Jugenderinnerungen“, der ja „die unendlich reichen Kollegi-Zeiten“ behandeln sollte, nicht mehr, oder jedenfalls nicht vom Dichter selbst abgeschlossen, erscheinen wird: er wäre ein bleibendes Denkmal von Federers rührender Treue und dankbarer Gesinnung gegenüber jenen Männern geworden, die den benediktinischen Wahlspruch *Ora et labora* dem Sohn ihres ehemaligen arbeitscheuen und unstillen Zeichenlehrers wirksam für die Jahre der Studien und wirksam für die Jahrzehnte des späteren praktischen Lebens einzuprägen verstanden!

So wurde es dem mit seltensten Geistesgaben ausgestatteten Dichter möglich, wenn auch nicht ohne harte Kämpfe, das Übersäumende, Unfruchtbare und Abwegige in dem vom Vater übernommenen Erbe einzudämmen, zu zähmen, schließlich zu überwinden und alles Große, Herrliche und Edle in sich zu harmonischer Entfaltung und Vollendung zu bringen. Daß ihm diese mühevollen, oft genug auch schmerzliche Arbeit in sich selbst und nach außen in so staunenswerthem Maße gelang, dazu wirkte allerdings jenes körperliche Leiden hervorragend mit, das man sonst wohl als Unglück und trauriges Verhängnis anzusehen geneigt ist, das aber der durch langjährige körperliche und seelische Heimsuchungen geläuterte Dichter immer mehr als kostbare Himmelsgabe und väterliches Geschenk seines Schöpfers hinzunehmen vermochte — das Asthma.

Den bestimmenden Einfluß, den diese schwere Prüfung auf seine ganze Lebensauffassung und noch besonders auf sein dichterisches Schaffen in wachsendem Maße ausübte, und die Rücksichtslosigkeit, mit der sie ihm ein für allemal den Platz „am Fenster“ anwies, hat Federer in längeren geistvollen Ausführungen geschildert, die sich wie „ein Lächeln unter Tränen“ ausnehmen — in einem glänzenden Panegyrikus auf das von allen Gefunden einseitig gefürchtete und verabscheute Ubel, den er in die tapfern, für den abgeklärten, innerlich siegreichen Kämpfer so bezeichnenden Sätze ausklingen läßt: „Die Schönheiten des Alleinseins, des Schweigens, des nächtlichen Grübelns und Phantasierens, die Gottesgabe eines frischen Morgens, wer hat das so tief erlebt wie der Asthmatiker? Wem bedeutet das Buch soviel wie ihm? Wer nach langem Fasten kann so die Freuden der Natur, ihrer Alpen und Gewässer bis auf den Grund auskosten wie er? Jeder Asthmatiker ist oder wird ein Poet. Jeder kennt die herben Segnungen der Alpzese und zugleich das Schwelgen in Stunden der Erleichterung. Immer wieder wird er bei seiner heillosen Sinnlichkeit kleine Schnitzer begehen, aber im großen wird er je länger je mehr maßhalten und nach und nach wie kein anderer Mensch das vielfach Tolle, Unnütze, Schädliche jener lauten, frechen Freiheiten einsehen, die sich die Gefunden nehmen und um die er sie so lange beneidet hat. Ja, es kann sein, daß er zuletzt gar nicht anders sein und die bitter eroberten Vorteile seines Übels gar nicht mehr an die Vorteile jener Gefunden umtauschen möchte“ (S. 61).

Alois Stockmann S. J.